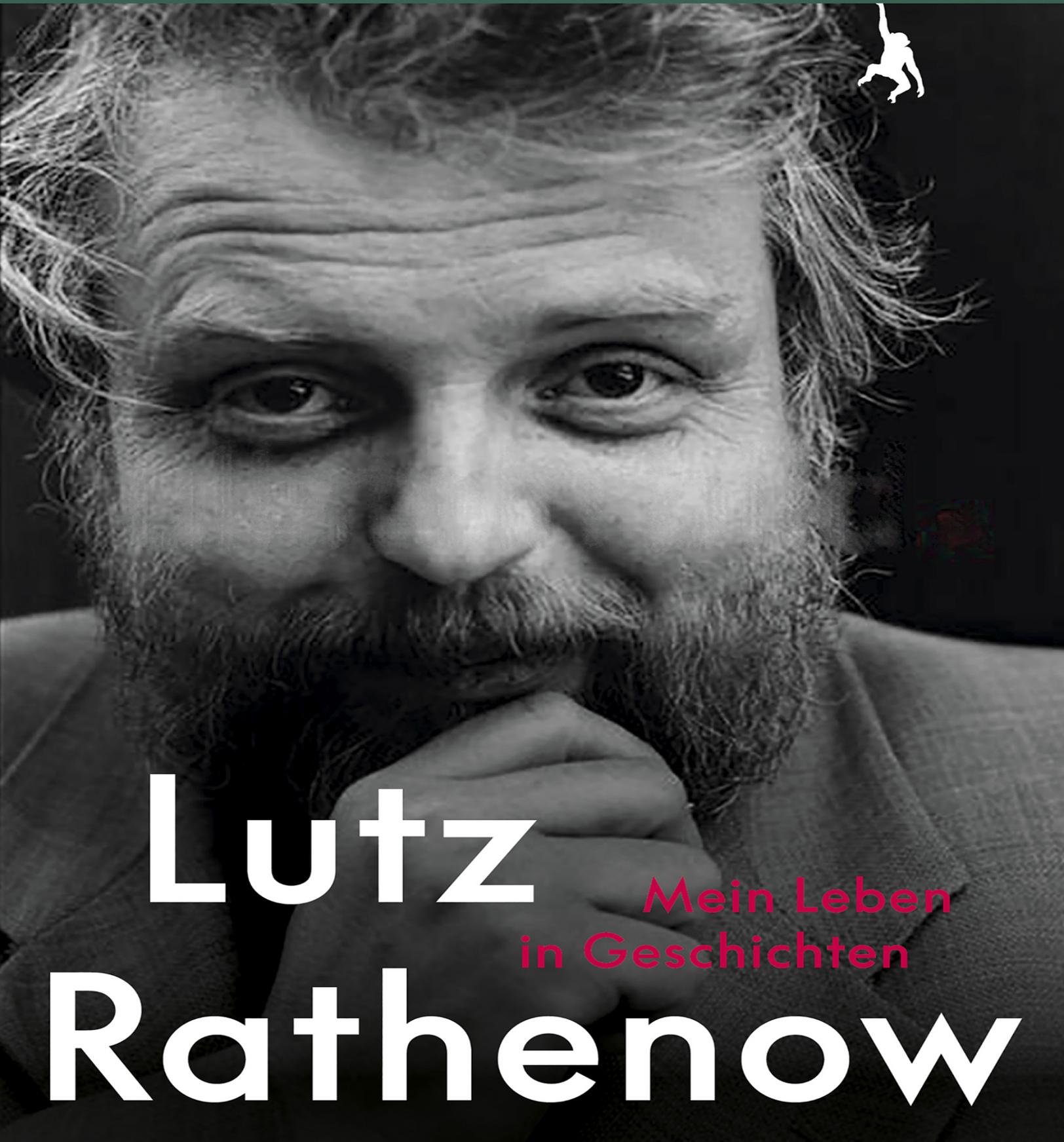


Trotzig lächeln und das
Weltall streicheln

kanon



Lutz

Mein Leben
in Geschichten

Rathenow



Mein Leben in Geschichten

Lutz Rathenow

Trotzig lächeln und
das Weltall streicheln

Herausgegeben
und mit einem Nachwort
von Marko Martin

kanon verlag

ISBN 978-3-98568-050-4
eISBN 978-3-98568-051-1

1. Auflage 2022

© Kanon Verlag Berlin GmbH, 2022

© Lutz Rathenow, 2022

Umschlaggestaltung: Anke Fesel / bobsairport

Unter Verwendung einer Fotografie von
ullstein bild /Anita Schiffer-Fuchs

Herstellung: Daniel Klotz / Die Lettertypen

Satz: Marco Stölk

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

www.kanon-verlag.de

Lutz Rathenow

Trotzig lächeln und das Weltall streicheln

Mein Leben in Geschichten

Kapitel 1

Lauter Anfänge

Der Hampelmann
Der Weg hin und der zurück
Das Radio
Im Glaswerk
Das Verständnis
Der Auszug
Blues Trampen Hippies
Versetzunggefährdet
Die Ostsee, der Urlaub und der Westen. Oder umgekehrt
Der Westen im Osten
Möglichkeiten
Den Raum krümmen und die Zeit dehnen
Der Herrscher

Kapitel 2

Die weite weite Welt

Ohne Anfang
Ein böses Ende
Drei Generäle
Szenenwechsel
Für Lilo
Kontakte
Der letzte Besuch in der ersten Kommune
Feiertag
Die Freude
Ausscheren
Es grünt so grün

Böse Geschichte mit gutem Ende
Die ersten Tage des Dezember. Ich kann wieder schreiben
Was sonst noch passierte

Kapitel 3 **Beschleunigen**

Sisyphos. Ein Puzzle
Spieglein im Gesicht
Mitten im Jahr
Sechste Eingabe
Gedanken zu Schranken beim Thema Frieden
Schlachthofmonolog
Die Außentoilette
Der Wolf und die widerspenstigen Geißlein
Ein Eisbär aus Apolda
Das neue Fahrrad
Es wird einmal
Todesfälle
Jedem sein eigenes Deutschland
Der Diener
Er-Schöpfung
Vier Liebesgeschichten
Stadtgestaltung in Ostberlin

Kapitel 4 **Go West**

Die Macht der Worte
6.10.89: Zwei Statements zur Situation
Wo waren Sie an diesem Abend
Keine Gute-Nacht-Geschichte

JuniJuliNeunzehnhundertneunzig/NochOstberlin
Der Mann redet, die junge Frau lächelt und denkt einen
Text
Das Ghetto Prenzlauer Berg
Töten lernen
Fritz ist ein Dieb
Umzug zum Strausberger Platz
Kapitalismus mit Tübinger Antlitz

Kapitel 5

Anschwellende Gegenwart

Narziss, 1980
Narziss, 2000
Ein Haus in Montevideo
Das Gleichnis von den anvertrauten Zentnern
Nummer 3048
Ein offenes Ohr. Das Leben mit Handy
Aufstieg zu den Bücherbergen
Kaliningrad, eine Zwitterexistenz
Das Arbeitsamt, dein Freund und Helfer
Klick zum Glück
Ein Streit mehr
Allesklau
Am Alexanderplatz
Alexandria 2011
Eröffnungsrede zu einem Poetry-Slam
Unerwartetes Glück
Maskierungszärtlichkeit
Mauersensibilitäten
Die Rätsel in Dresden. Ein Verzettelungsroman

Nachwort

Editorische Notiz

Nachweise und Anmerkungen

Kapitel 1

Lauter Anfänge

Wunschreisen

Wie ein Grashüpfer springen.
Von Planet zu Planet.
Und wenn keine Lust
oder verrenkt das Bein?
Sich Schonung auferlegen -
zwei Tage
in einem Sonnensystem bleiben
1971

Der Hampelmann

Bequem mit halbausgestrecktem Arm erreichbar, handteller groß, natürlich bunt. Seit dem zweiten Geburtstag hing er über seinem Bett.

Vier Jahre und an die gegenüberliegende Wand wurde ein weiteres gestellt, darin die Schwester. Irgendwann (das ihm verwandte Mädchen konnte schon sprechen, auch laufen, ohne sich an Möbelstücken im Zimmer festhalten zu müssen) spürte er in sich ein Gefühl, für das er das Wort »Neid« noch nicht kannte; den schmerzhaften Gedanken, dass ihr von Eltern und Verwandtschaft mehr Beachtung zukam. Ein Empfinden vergleichbar mit Zahnschmerz, jäh auftauchend, betäubt mit Schokolade und freundlichen Gesten, vergessen vielleicht, bis es erneut auftrat, unerwartet, heftiger als zuvor.

Die Schwester und er führten abends Gespräche, balgten sich, spielten Verstecken, Lampenzielen mit dem Hausschuh oder Ichsehe-was-was-du-nicht-siehst. Keiner wollte schlafen.

Also erzählte er, der Ältere, der die Welt zu kennen glaubte. Und sprach mit zwei Stimmen, die tiefere sollte dem Hampelmann gehören.

Märchen, Gruselgeschichten, die die Schwester bis in die Träume verfolgten. Alte Männer bissen kleinen Mädchen ins Genick, um ihnen das Rückenmark auszusaugen. Fleischermeister lockten Kinder beim Einkauf zu einer Fallgrube, um sie dann im Keller zu schlachten und zu Büchsenfleisch zu verarbeiten.

Aufhören, bat die Schwester manchmal, was ihn nur zu noch größerem Eifer anspornte. Der Hampelmann wollte Süßigkeiten. Er bekam sie. Eine Banane sollte auf den Nachttisch des Bruders gelegt werden. Sie wurde.

Die Mutter merkte etwas, Vater und sie erfuhren von der Sache, erklärten der Tochter den Unsinn, tadelten ihren

Sohn, aber nicht sehr, da es sich um keine weltbewegende Angelegenheit handelte, wie Vater meinte.

Er hatte Talent und lernte verschiedene Rollen, in die sich der Hampelmann verwandeln konnte. Der Drache mit seiner klebrigen Zunge, von der (einmal berührt) keiner loskommt. Der Riese, der sich nur wohlfühlt, wenn er Köpfe abreißt. Der Polizist, der jeden verhaftet und zu lebenslänglichem Schuhputzen verurteilt.

Er übte auf dem Weg zur Schule.

Die Schwester durchschaute das Spiel nicht. Jene seltsame Stimme im Dunkel besaß Macht und übte diese aus. Beständig, nie zu dreist, zuerst um verschiedene Kleinigkeiten zu bekommen, dann verlangte sie kleine Geldbeträge, das Nachsprechen von Sätzen (Ich bin so dumm wie Bohnenstroh, haust du mich jetzt, so werd' ich froh), das Erledigen aller Hausarbeit, die bis dahin der Bruder machen musste. Es brauchte keine Begründung, die Schwester gehorchte. Und weinte, hatte Angst vor der handtellergroßen Figur über dem Bett.

Es gab Streit.

Er solle mit dem Quatsch endlich aufhören, sagte die Mutter. Doch er bestand darauf: Den sprechenden Hampelmann gab es, und er konnte sich bewegen.

Außerdem konnte er singen und ließ sich Lieder vorsingen. Auf Befehl.

Ein Griff nur, der Weg in die Küche, keine zwanzig Sekunden, und die Mutter steckte den Hampelmann in den Herd, wo er neben anderem aussortierten (zumeist defekten) Spielzeug verbrannte.

Als sie es ihm am Nachmittag sagte, hasste der Sohn seine Mutter, einen Augenblick lang, bis er sie fragte, ob er auf die Straße gehen dürfe, Räuber und Gendarm spielen.

Er hatte der Schwester einen lebenden Hampelmann vorgetäuscht, nutzte ihn zum Erhalt von Süßigkeiten und Dienstleistungen. Jahre später schrieb er eine Geschichte darüber. *Ich erschrecke, wenn ich daran denke* – lautete der erste Satz auf dem Papier; der letzte, den er aus der endgültigen Fassung strich. Er hatte zugespitzt. Übertrieben. Die Schwester ängstigte sich nicht unablässig vor dem Holzspielzeug, sie konnte über seine Einfälle auch lachen. Über seine Sprüche. Laura, der Schutzmann kommt, / lass dich ja nicht sehn, / sonst wirst du eingesperrt, / Zelle Nummer zehn. Sie weinte aus Furcht, das war richtig, aber rückblickend glaubte er, dass sie einen lebenden Hampelmann wollte. Sonst hätte ihr etwas gefehlt. Das Verlangen nach einer starken Empfindung, der man sich hingeben kann. Einer heftigen Erschütterung, gleichgültig ob Freude oder Schmerz oder Angst. Und warum dann heimliches Raffen von Süßigkeiten, mieses Schachern, das mit Leidenschaft nichts zu tun hat? Vielleicht, um mehr als andere zu haben, damit die betteln müssen. Doch betteln stimmt nicht. Bitten.

Daraus Schlüsse ziehen. Einen Schluss finden. Erfinden fällt leichter als erinnern. Denn was hatte er seiner Schwester genau abverlangt, abgeluchst. Wie weit ging der Einfluss jenes Holzgebildes außerhalb des gemeinsamen Kinderzimmers. Die Mutter verbrannte es, später, das steht auf dem Papier. Auch, dass er sie hasste, für einen Augenblick.

Das Wort »Hass« bei einem sieben- oder achtjährigen Jungen. Ein Mann und eine Frau in einer gängigen Filmszene. Sie ist aus irgendeinem Grund wütend auf ihn und sagt: Ich hasse dich. Vielleicht gibt es noch eine Ohrfeige, bevor sie sich küssen.

Genauso richtig wäre: Erst schrie er, dann wollte er die Mutter töten. Dann nahm er sich vor, nie wieder ein Wort mit ihr zu sprechen. Das sagte er ihr. Ich auch nicht mit dir, antwortete die Mutter.

Wortlos verließ er die Küche, und erst die Mathematikstunde am kommenden Morgen erinnerte ihn an seinen Schwur. Obwohl es keinen plausiblen Anlass gab, dass es gerade die Mathematikstunde sein musste. Jedenfalls machte er einen Knoten ins Taschentuch, um nicht wie beim Frühstück zu vergessen, dass er kein Wort mehr mit seiner Mutter sprechen wollte. Schon wenn er in drei Stunden nach Hause kam, sollte sie es merken.

Er betrat die Wohnung sechs Stunden später, die Hose vom Zäune überklettern zerrissen, und verwendete viel Mühe auf eine glaubhafte Entschuldigung, die jene dreieckförmigen Löcher zur Fußballspielbeschädigung herabzumindern suchte. Seinen Vorsatz vergaß er. Die Mutter hörte allerdings kaum der aufgeregten Beschreibung des Spielverlaufs zu, sie beschäftigte eine rätselhafte Dienstreise ihres Mannes mehr; zumal der Name der Stadt, in die er zu fahren angab, und der Bestimmungsort der Reichsbahnkarten um hundertfünfzig Kilometer differierten. Der Sache auf den Grund gehen, dieser Satz hämmerte in ihrem Kopf. Und sie wunderte sich nur beim Waschen über die Fähigkeit ihres Sohnes, auch robuste Kleidungsstücke binnen kurzer Zeit zur Unkenntlichkeit zu deformieren. Sie entnahm dem Hosenfragment ein verstümmeltes Taschentuch und registrierte mit Erstaunen, dass es nur verknotet war.

Er dachte am Abend nicht mehr an das Vergehen der Mutter. In meinem Bauch ist ein Mann versteckt, sagte er zu seiner Schwester. Und was macht er da? Er gähnt, er brummt, er isst. Wenn er schimpft, rumort es. Und warum ist er dort? Weil er nicht auf Arbeit will.

In meinem Bauch ist eine Frau mit grünen Augen. Und lila Haar, sprach die Schwester.

Grüne Augen, lila Haar?

Damit sie keiner verwechselt.

Hm, stellt er fest, meiner organisiert öfters Kuchen und Schlagsahne. Außerdem achtet er darauf, dass ich nicht krank werde.

Die Schwester lacht: Meine Frau passt auf, dass dein Mann wirklich nicht zur Arbeit geht. Denn da sind viele laute Maschinen und man kann sich nicht richtig unterhalten.

Stimmt, bestätigt der Bruder, doch am Wochenende geht er manchmal. Sogar mit deiner Frau. Aber nur manchmal. Und nur, wenn sie wollen.

Der Weg hin und der zurück

Ein Mann mit zwei Beilen. Kommt mit einem im Kopf und einem in der Hand. Ich beruhige mich. Es hätten drei sein können, in jeder Hand ein Beil. Und im Mund Platz für ein Messer.

Alles in allem sieht der Mann harmlos aus, rede ich mir ein, als er näher kommt. »Deine Mutter will, dass ich dir die Haare stutze!« Die Stimme des Mannes klingt schäbig. Ein heruntergekommenes Gebrüll, knapp vorm Winseln.

»Ja, ja«, nöle ich den Kerl an und mustere seinen Spalt im Kopf. »Geh voraus! Drüben der Fleischer hat den richtigen Klotz. Ich warte auf Regen, feucht hacken sich Haare besser!«

Wortlos nickt der Mann und tritt in die angewiesene Richtung. Das Beil muss fest im Kopf klemmen, sonst wäre es beim Nicken rausgerutscht. Ich träume sonst grusliger, denke ich, und schließe die Augen. Ich wache nicht gleich auf. Wieso wache ich nicht gleich auf. Auf.

Auf, auf! Weiter träumen, grusliger, origineller, länger. Zunehmend pflichtbewusst durchlebe ich das Geschehen und langweile mich dem Schluss entgegen. Aha, der mit den beiden Beilen kommt zurück. Wollte wohl nicht warten. Auf seiner Brust schillert ein Orden: ein nach oben gereckter goldener Zeigefinger. Jetzt erst erkenne ich ihn: mein Klassenlehrer. Er nuschelt Sätze vor sich hin. Ich sehe seinen rechten Arm mit dem Beil ausholen und höre die breite Kante auf die Kante im Kopf hämmern. Ein dumpfer Gong. So sieht eine gespaltene Persönlichkeit aus, alles ist so klar in den Träumen – ich biete meine Hilfe an und weiß nicht, ob aus Höflichkeit, ob aus Gehässigkeit. Der Lehrer schlägt stumm und schnell auf seinen Kopf. – Immer heller klirrt der Aufschlag. – Immer ergebnisloser der Aufwand.

Und das Klirren verwandelt sich in das Klingeln eines Weckers.

Wer muss beim Aufstehen nicht an Schule denken? Der darf sich glücklich schätzen. Er gehörte nicht zu denen. Trotzdem änderte sich sein Verhältnis zum Erwachen in den ersten Schuljahren grundlegend. Fast ein Jahr hörte er das altmodische Rattern des Weckers nicht. War immer vorher wach. Munter werden verhiess Erlösung von den Folterträumen. Ein spannender Schultag steht bevor. Der Morgen befreite von einer bedrohlichen Nacht. Endlich neue Pläne mit Helmut besprechen. Über Heimgard zum Beispiel. Entführt sollte sie werden. Heimgard war neu in die Klasse gekommen und sprach nicht mit Jungen. In seinen Träumen wurde sie öfter von einem Mörder verfolgt. Sie bettelte dann um Rettung. Bei ihm. Er gab sich großzügig und frech. Einmal kuschelte er seinen Körper eng an ihren. Da erwachte er sofort und vermied künftig jegliche Art von Berührung. In dieser Zeit braucht er den Wecker schon. Ganz schnell beginnt das Ding, lästig zu werden. Nun flucht er wie alle auf den Ratterzwerg. Zerklingelt die spannendsten Geschichten. Aufstehen kostete jedes Schuljahr mehr Überwindung. Weil schon der erste Gedanke nach dem Erwachen um vorhandene, mögliche und vergessene Probleme kreist. Was muss er heute verbergen? Was vor dem Lehrer und was vor den Eltern? Die Schule, ein Riesenapparat, der einem Stunden wegsaugt. Gerade die, in denen man wirklich etwas anderes vorgehabt hätte.

Stehe ich schließlich auf, stehe ich rasch auf. Beim Waschen ziehe ich mich vorsichtshalber an. Und beim Anziehen frühstücke ich bereits. Beim Frühstück erledige ich die Schularbeit.

Für die Mathematik noch einen Spickzettel schreiben. Das gelingt nur zu Hause. Dafür braucht es Ruhe und

dünne Federn. Zu Weihnachten kam der gewünschte Satz Metallfedern mit Federhalter. Ganz zart schreiben die. Auf die handtellergroßen Zettel soll einiges passen. Manche Fakten prägen sich so schon beim Übertragen ein. Spickzettel schreiben gehört durchaus zum Lernprozess. Wäre ich Lehrer, beurteilte ich Schüler anhand ihrer Spickzettel. Meine rechte Hand, die besonders klein schreiben kann, notiert Lösungswege. Die linke ergreift das mit Butter geschmierte Schinkenbrot und schiebt es in den Mund. Rasch ist der Zettel auf beiden Seiten beschriftet. Klebeband? Gewissensfrage. Verzichte ich auf eine Schutzschicht, zerlaufen die Worte möglicherweise. Eine vor Aufregung feuchte Hand passiert halt mal. Zweimal war so die Arbeit vor der Arbeit umsonst. Aber mit Klebeband kann ich den Zettel im Notfall schwer runterschlucken, wenn ich erwischt werden sollte. Ein Abzählreim als Entscheidung - ich greife zu Band und Schere.

Er bringt die Zäune zum Klingen. Laute für verschiedene Latten, nuancenreich dumpf bis hell und schrill. Keinen Zaun lässt er aus. Hecken stören das musikalische Vergnügen. Ihnen entlockt der Stock nur ein Rascheln. Ein Knacken, schlägt er energisch zu. Nichts geschieht ohne Laute. Er arbeitet an seiner jahrelang währenden Sinfonie täglich zehn bis zwanzig Minuten. Immer auf dem Weg zur Schule. Bei Regen Ausfall der Vorstellung. Bei Wut beschleunigte Abfolge der Töne. Das Werk soll neuen Höhepunkten zusteuern. Die paukenartigen Schläge sind an der Reihe.

Reaktionen auf die Steigerung der Lautstärke bleiben nicht aus. Die Hunde der Straße bellen sich ein. Sensible Katzen verpassen nicht ihren Einsatz. Endlich meckern auch Frauen mit, samt ihrer Babys. Dies aufmunternde Konzert entschädigt für die Schule. Nun brauchen Lehrer

wieder zwei, drei Stunden, um alle geweckten Energien einzuschläfern. Seine Lust auf einen spannenden Schluss. Der lässt ihn nach handlichen Steinen suchen. Kaum einer liegt bereit, zu viele Schulkinder sammeln hier. Er grabscht Kleinkram und streut Kieselregen gegen Zäune und Dächer. Es prasselt wunderbar. Zwei Männer schreien über ein Grundstück einander zu, wo der kleine Verbrecher stecke. Da ist er schon weg. Läuft, was Beine laufen in dem Alter. Biegt in eine Nebenstraße ein und schlendert weiter. Die Harmlosigkeit in Person. Ein guter Schauspieler. Das will er werden. In einem Western, der in seiner Schule spielt. Mutige Schüler erledigen Lehrer für Lehrer im fairen Duell. Der Direktor zittert, als er an der Reihe ist. Der Held schenkt ihm zum Trost einen Whisky ein. Und sagt: »Es gibt Schlimmeres als den Tod!«

»Seinen Unterricht!«, johlen Klassenkameraden.

Ein unangenehmer Geruch mahnt den Helden, den Direktor Heber auf die Toilette zu schicken. Zuvor. Als er zurückkehrt, unterdrückt der Direx kaum noch das salzige Wasser in seinen Augen, das abfließen will. Er reicht ihm seine Waffe für den Kampf. Der Held sagt noch nicht, was er gleich sagen wird. Und was gesagt werden muss. Ruhig reinigt er die Pistole.

Der Weg aus der Schule ohne Musik. Wir plappern, wer von wem am Nachmittag Schulaufgaben abschreiben kann. Prahlereien über spätabends im Fernsehen geschaute Filme. Notfalls erfinde ich den Krimi, der gegen Mitternacht gekommen sein soll. Andere staunen, wie lange ich aufbleiben darf. Helmut erzählt von seinem Geheimversteck im Wald. Echte Schätze lagern dort. Dreimal machten wir uns auf den Weg. Und mussten im letzten Moment aus Sicherheitsgründen umkehren. Die Entdeckung des Versteckes kann Helmut natürlich nicht riskieren. Ein Faustschlag beendet unser Palaver. Eine

energische Prügelei beginnt. Mit der Nachbarklasse, unserem Hauptfeind. Feinde haben, eines der ersten und dauerhaftesten Resultate der Schule. Bandenkämpfe, erste verloren gegangene Zähne, knopfloser Rückzug als Sieger. Als Sieger haben wir Glück. Vielleicht doppeltes Glück heute. Also Schatzsuche. -Wir graben in einem Loch auf dem Bauplatz. Zum Glück sind die Mittagspausen der Arbeiter lang. - Wir buddeln ungestört. Wenn wir schon keine Schätze finden, dann wenigstens Lehm und Ton. Los, tiefer! Allmählich sind die Hände verschmiert, das könnte Lehm sein. Nicht aufgeben, der Ton liegt weiter unten. Darunter vielleicht Erdöl, das wäre ein Schatz! Unser Land kann Erdöl dringend gebrauchen. Die Erde erwärmt sich, je tiefer einer bohrt. Irgendwann wird es flüssig unter der Kruste. Vor Hitze. Solche Auskünfte kennen wir von Eltern und Lehrern. Ich habe Angst, mir die Finger zu verbrennen. Doch Erschöpfung überlagert jegliche Angst. Weiter hacken und schaufeln. Es ist ein wenig wärmer geworden. Wir graben uns den richtigen Weg.

An anderen Tagen verfliegt alle Neugier. Drei Jahre lang die wöchentliche Note in Betragen. Am Sonnabend. Stunde voller Selbstmitleid. Er will allein sein, es ist alles aus, wieder eine Vier, nur noch die Fünf könnte schlechter sein. Noch nie gab es eine Fünf in Betragen. Die Vier als größtmögliche Demütigung der Lehrer. Sein letzter Gang vollzieht sich in Zeitlupe.

Indianer haben den Marterpfahl, er den Schulweg - traurig, aber gerecht. Bitter nur, dass er diesen Wochenendtod des Öfteren sterben muss. Da bringe ich mich lieber richtig um. Dieser gefährlich tröstende Satz hämmert in seinem Kopf. Er schleppt sich den Bürgersteig entlang. Ein Feldweg unterbricht ihn. Er nutzt jede Unebenheit, den Fuß verweilen zu lassen. Als bereite es den Beinen Mühe, das Hindernis zu überwinden. Er denkt

über Möglichkeiten nach, die eigene Beerdigung mitzuerleben. Wie Tom in dem berühmten Buch. Seine Fingerspitzen gleiten den Zaun entlang. Ein dahinschleichendes Tacktack. Sein Entschluss steht fest. So kann er den Eltern eine Chance geben, noch. Eine. Die schimpfen über die späte Ankunft. Das ewige Rumgammeln. Sie sehen das Hausaufgabenheft mit der Zensur und beginnen einen Streit über richtige Erziehungsmaßnahmen. Günstigenfalls. Er entfernt sich unauffällig, schlimmerenfalls packt Vater die Wut. Er schlägt zu, trifft nur die Luft. Greift nach dem Arm seines Sohnes. Der flüchtet in die Küche und schnappt eine Fußbank.

Die Küche als Ort des Widerstandes. Auf dem Rücken liegen, Beine treten schützend um sich, gegen die Schienbeine des Vaters. Die Bank als Schutzschild gegen Hiebe. Der Vater außer sich. Weil sein eigen Fleisch und Blut sich derart gebärdet. Wegen einer harmlosen Strafe. Einige Schläge auf den Po verdient der doch wirklich. Bei der dritten Vier hintereinander. Der Sohn stößt gezielt mit der Bank. Und heult. Mutter heult auch und wirft sich Vater in den Arm. Die jammernde Schwester kommt, erste alles verzögernde Verwirrung. Ruckartig springt der Sohn auf und flüchtet in sein Zimmer. Dieser Schulweg ist beendet. Ein paar Verbote folgen. Sein geplanter Selbstmord ist Tage später vergessen.

Vor der ersten großen Samstagspause werden die Hausaufgabenhefte auf den Lehrertisch gelegt, während die Kinder auf den Hof rennen. Wir spielen Verstecken oder fesseln jemanden und schubsen ihn oder sie den Hang hinunter. Mit einer geklauten Streichholzsachtel wollen wir einen Laubbaum anzünden. Der aufsichtsführende Lehrer entreißt uns die Hölzer und nimmt sie später für seine Zigaretten. Ab einem bestimmten Tag sollen wir auf

dem Hof im Kreis laufen. Warum? Ein Verbesserungsvorschlag, für den einer die Prämie einsteckte? Anhand von Zahlen bewies er, dass der Erholungseffekt pro Schüler erheblich gesteigert werde, wenn die Hofpause in geordneten Bahnen verlaufe. Ruhiges Entlangschreiten garantiere bessere Luft, da kein Staub aufgestampft würde. Die Verletzungsgefahr schrumpfe außerdem. Nur dem Kopf passt dieses Dahintrotten nicht. So bleiben Rempelen mit Vorder- und Hintermännern nicht aus.

Jeden Sonnabend schreite ich besonnen und betäubt im Kreis umher. Hoffentlich schaut die Lehrerin noch auf den Hofkreis, bevor sie die Noten in das aufgeschlagene Heft einträgt. Mitteilungen für die Eltern. Hoffentlich sieht sie mich. Vergessen oder Verbrennen des Hefters nützen nichts. Die Eltern haben auf Arbeit Telefon. Ich watschle brav hinter den Braven her. Tränen treten in meine Augen, weil ich mich so quäle. Und weil ich die Vergeblichkeit dieser Mühe schon ahne. Am Ende der letzten Stunde gibt es die Hefte. Mit der Wochennote für Betragen, unter Berücksichtigung von Ordnung und Gesamtverhalten. Ich nehme das Heft entgegen. Nie sind meine Vorsätze so ehrlich und rein: In der nächsten Woche sitze ich absolut still. Rufe nie dazwischen. Kein Boxen in der Stunde. Noch sehe ich meine Note nicht. Noch hoffe ich zwanghaft. Verzögere das Aufklappen des Heftes. Noch wäre ich zu jeder entsetzlichen Bravheit bereit gewesen.

Die Wege wachsen sich aus. Ab der siebenten Klasse Besuch einer Spezialschule. Er wandert durch die halbe Stadt. Er könnte Straßenbahn fahren. Die untersteht seinem Vater, er läuft lieber. Die Angst vor den Noten verringert sich Jahr um Jahr. Andere Ängste reifen.

Wird das wochenlang auf dem Schulweg beobachtete Mädchen die Einladung zum Tanzen annehmen? Verträgt er

die Zigarre, die Gerd mit ihm nach der Schule rauchen will? Wie kann er in der letzten Deutschstunde die Kopfhörer unauffällig verstecken, um in Ruhe die Hitparade zu hören? Ob die Verhöre wegen dieser Serie weitergehen? Der Film läuft im Westfernsehen. Einige kleiden sich wie die Helden des Krimis. Tag für Tag holt der Direktor Schüler aus dem Unterricht. »Wo siehst du das Machwerk? Was sagen deine Eltern? Wer aus der Klasse schaut Westen? Ich habe alle Namen, will nur prüfen, ob du lügst. Weißt du, was der Westen mit solchen Sendungen bezweckt? Wer besorgt sich schwarze Handschuhe? Im Klassenkampf unserer Tage muss eine sozialistische Schülerpersönlichkeit Farbe bekennen! Also, wer noch?«

Spröde Wege, auf denen er sich Antworten überlegt: »Ich habe bei einem Freund, der gerade aus der Stadt wegzog, zweimal die Serie gesehen. Die Eltern wissen nichts. Vater würde nie erlauben, Feindsender zu gucken.« Ich lerne, glaubhaft zu lügen. Wir schauen meist Westen. Der Direktor auch. Ich weiß es vom Sohn des Hausmeisters, bei dessen Vater sich der Schulchef gern besäuft, wenn er zu Hause nicht mehr darf. Dies Wissen nützt nichts. Ich muss meinen Vater decken. Ein leitender Genosse, das kann ihn ruinieren, unsere Existenz steht auf dem Spiel. Mutter schärft mir solche Befürchtungen immer wieder ein. Nüchterne, kopflastige Wege. Mutmaßungen überlagern jede andere Wahrnehmungsfähigkeit.

Ab der neunten Klasse nach den Sommerferien alljährlich ein ähnliches Spiel. Ich kämme am ersten Schultag die feuchten Haare und verstecke sie im Kragen. Ich eile auf die weit geöffnete Schultür zu, die sechs Kinder gleichzeitig durchschreiten könnten – stünde nicht der Direktor in der Mitte. Mit dem Instinkt eines Jägers lauert er, dass sich noch nicht alle Beute gezeigt habe. Drei schickt er zurück, erfahre ich anderntags. Drei ergaben

sich und sind beim Friseur gewesen. Zwei Problemfälle schlüpfen gerade so durch. Ich gehe dem Grund meiner Angst entgegen. Und spüre zwei Finger, die eine Haarsträhne aus meinem Kragen schnippen lassen: »Fünf Zentimeter runter, vorher führt kein Weg in diese Schule!« Ich gehe, schwankend zwischen Stolz und Scham. Am Schaufenster meines Friseurs wandere ich vorbei. Laufe die ansteigende Straße weiter. Die Wohnung eines Freundes. Weiter hinauf. Die Kleingartensiedlung. Wald. Ich kraxle den laubbedeckten Hügel hoch. Ich will keinen Menschen sehen und lege mich auf die Blätter. Braungelbrot eine gefährliche Art der Buntheit. Alles in meinem Kopf rebelliert. Nach einer Weile werde ich nach Hause gehen. Der Weg zur und der Weg aus der Schule verschmelzen zu einem einzigen der Entschlossenheit. Ich gebe nicht nach. Ich bitte nicht beim Haarschneider um zwei Zentimeter längere Haare. Wenn ich wegen des verwahrlosten Aussehens keinen Studienplatz bekomme, bekomme ich eben keinen. Dann werde ich etwas anderes oder gar nichts. Verstecke mich als Partisan in diesen Wäldern. Ich muss lächeln und begreife meinen Ernst noch nicht.

Das Radio

Klein und rechteckig und in einer schwarzen Hülle aus künstlichem Leder. Mit Löchern, damit die Töne nicht hängen bleiben. Deshalb bin ich vierzehn geworden, weil es dann ein Fest gab, das Geldgeschenke brachte. Die reichten für mein erstes Radio. Eine Kofferheule als Behälter, der sich nie leerte. Die Batterien mussten immer wieder ausgewechselt werden, damit die Töne Ausgang hatten. Ich trug es über die Schulter gehängt, vorsichtig und lässig. Ich trug es wie ein Baby im Arm hin und her und suchte in der Wohnung die besten Empfangsmöglichkeiten. Oder auf dem Balkon. Die Elektrogitarre von Hendrix und bei »My Friend Jack« (The Smoke) musste klar verzerrt zu hören sein. Meine Schwester bewunderte mich und durfte mein Radio anfassen und es einen richtigen Berg hinauf und wieder hinab tragen. Jeder Schritt veränderte die Sender. Es piff und rauschte in Varianten. Der Träger des Gerätes war ständig mit den Knöpfen und dem Richten der Antenne beschäftigt. Ich konnte nicht an die Ostsee in den Urlaub, dort empfing man kaum einen Westsender. Ich würde fünf bis sechs Hitparaden verpassen. In den Schulstunden schrieb ich deren Ergebnisse in Hefte und einige aus der Klasse schrieben ab. Ich schmuggelte eine erfundene Gruppe darunter, deren Titel bald zwei oder drei Freunde gehört zu haben glaubten: »The I«. Jena war das Senderparadies und brachte den Tönekoffer zum milden Dröhnen. Er hätte energischer vibrieren dürfen. In den achtziger Jahren gaben sie bei der Gehäuseherstellung Kreide zur Verlängerung bei. Mit Erdöl musste gespart werden. Mit Holz auch. So blieb Sperrholz, mit Kunstleder umspannt, für das Äußere. Darüber sah ich hinweg. Über mangelnde Eleganz dachte ich nicht nach. Ich stellte es

laut und lauter. Ich spülte den Alltag aus meinem Kopf. Und die Schule setzte mich jeden Tag neu auf Entzug.

Im Glaswerk

Durch einen kräftigen Ruck fliegt das Blech zurück. Es klappert herausfordernd und die Glasschüsseln dahinter drohen hinauszustürzen. »Die haben das Zeug vielleicht wieder schief eingebaut. Wie kann man bei dieser Lorenart noch eine vierte Schicht dazwischen klemmen!«

»Am besten, wir sagen es Gudrun, sonst lernt die Glasbläserei nicht dazu!« Vier Hände tragen die wackligen Packungen, gefüllt mit Glasschüsseln, in der vorderen Reihe der Packungsmauer zur Hälfte ab. Setzen diese unmittelbar neben der Lore auf den Boden. »Pass auf!«, ruft Gertrud – aber der Flug eines buntbedruckten Kartons gen Boden ist nicht mehr zu verhindern. Ein kräftiges Klirren bei der Landung.

»Auf der glatten Oberfläche der Kartons kann ja wieder Schlittschuh gefahren werden, da soll sich keiner wundern, wenn's mal Bruch gibt wie jetzt.« Es ist auch nicht mehr früh am Tag. Und sie haben den Waggon zum Entladen zu spät einrangiert bekommen. Samt Fluch wandert der Scherbenberg an das Seitengitter des Regals. Wegwerfen macht auch Spaß, aber das sagt keine der beiden Frauen, die täglich die Loren entladen.

Sie balancieren die Schüsseln nun vorsichtiger, immer fünf übereinander, um weiteren Bruch zu vermeiden. Noch sechs, sieben Handgriffe, und alles steht halbwegs solide da. Ein Durcheinanderpurzeln ist verhindert, wenn dies passiert, benötigen sie die doppelte Zeit.

Sabine fragt: »Bin ich heute dran mit bauen?«

»Nein, du gibst sie heraus. Vorgestern machten wir die defekte Lore zuletzt und ich stand darin. Wie hast du gestern deinen Haushaltstag verbracht?«

Sabine streicht einige Haare aus der Stirn, schiebt die Haarklemme weiter nach hinten und zieht den Kittel glatt.

»Frag lieber nicht. Gerade zum Waschen bin ich noch gekommen und auch nur das Bunte. Gestern fand doch die Aussprache statt, erzählte dir doch davon – aber warte, Kreide holen.« Die Sandalen klappern eilig davon. Ein Kopf beugt sich durch das offene Fenster des kleinen Büros vom Brigadier und die rechte Hand greift nach dem Kreidekasten. Zwei Sandalen klappern zurück.

Getrud hat es sich inzwischen auf den Schüsseln vor der Lore bequem gemacht, zählt lässig zurückgelehnt die Kartons im Regal.

»Na, stimmt es?«, erschreckt Sabine sie von hinten. »Ich schreibe die Zahl dran, sonst vergessen wir es wieder. Sie schwenkt das Stück Kreide in der Hand und zeichnet eine sorgfältige Zweihundert auf den obersten Karton.

»Und die Aussprache vor der Parteigruppe? Was sagt dein Mann jetzt?«

»Er isst wieder zu Hause und am Sonntag war er mit der Kleinen spazieren.« Sabine geht zur Lore und reicht fünf Schüsseln hinüber. »Ich habe dir doch gleich gesagt, er kommt zur Besinnung. Die Partei regelt so was schon!«

Sabine schüttelt den Kopf: »Da glaube ich nicht mehr dran. Aber er muss jetzt hundert Mark mehr im Monat herausrücken, sonst habe ich ja auch nie mit meinem Geld gelangt. Ja, wenn man allein wäre – aber eigentlich bin ich froh, dass Bernd noch da ist. Bis zur Scheidung wird noch gekocht, dann passé.«

Die Arme, mit Schüsseln gefüllt, wandern hin und her. Zwischen beiden pendelt sich ein gleichmäßiger Rhythmus ein. Kein Wunder, nach vier Jahren, man ist eingespielt. Die Kartons sind im Regal aufgeschichtet, um zu gegebener Zeit für den Export bereit zu sein. »Wenn ihm der Geldbeutel beschnitten wird, hat das Flittchen bestimmt bald genug von seiner werten Person.«

Die erste Reihe ist voll. Sabine wischt sich Schweiß von der Stirn, steigt in die Lore und gibt die Schüsseln von dort heraus. Dadurch klingt ihre Stimme dumpfer als vorher: »Die Sache ist nicht so leicht. Das Geld ist nur die eine Seite. Eine Erziehungsmaßnahme, oder wie die das nennen, hat er sowieso schon weg. Sein Verhalten schade der Partei ...«

»Ganz richtig!«

»Mag sein, aber ich brauche keinen Mann, der auf Beschluss bei mir bleibt ... So eine Schweinerei, schon wieder einer ohne Inhalt!« Sabine hält den leeren Karton in der Hand, bevor er seinen Flug zur Ausschusshalde antritt.

Gertrud kommt näher: »Wenn die Fehlpackungen fünf übersteigen, rufen wir drüben an ... Steht der Scheidungstermin fest?«

»Ja, am ersten September. Bernd wollte eher, überhaupt hat er sehr mit seinen Genossen gestritten.«

»Wie denn?«

»Na, er wolle sich nicht in Privatangelegenheiten reinreden lassen. Es stünde in keinem Statut, dass er keine andere Frau lieben dürfe.«

Gertrud lacht hämisch: »Der bildet sich was ein! Der Scheidungsgrund ist auch nicht triftig - größere gegenseitige Zuneigung - wie sich das schon anhört. Begreif doch, damit kommt er nie durch, wenn du deine Zustimmung zur Scheidung verweigerst.« Auch die zweite Reihe wächst beständig und die Lore zeigt immer mehr von ihren nackten Wänden.

»Weiß ich. Aber die Wohnung behalte ich auf jeden Fall, für die Kinder muss er sorgen, da haben sie ihm gehörig die Meinung gesagt.« Sie bückt sich nach den Schüsseln in den Ecken.

Gertrud schwitzt, krepelt die Ärmel des Pullovers hoch. »Vielleicht setzen sie ihm noch so lange zu, bis er auf die